

„Berliner Tageblatt“

erschint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgen-Ausgabe ausgeben wird. Von obenstehendem Verzeichnisse bei allen Postämtern...



Abonnements-Preis

auf das „Berliner Tageblatt“ nach „Sonder-Beilage“, sowie dem Wochenblatt „U.L.K.“, der feinsten „Morgen-Beilage“ „Zeitgenosse“, dem halbjährlichen „Sonntagsblatt“ „Deutsche Reichs-Anzeiger“...

Berliner Tageblatt.

Nr. 457.

Berlin, Sonnabend, den 8. September 1888.

XVII. Jahrgang.

Kaiser Wilhelms Romfahrt und das Centrum.

Es hatte eine Zeit lang den Anschein gehabt, daß der deutsche Katholikentag, diese seit Jahren ständige Parade der kirchlichen Feilscharen, diesmal ganz ausfallen würde. Man fand das auch ganz natürlich, da nach dem fast vollständigen Abbruch der Kirchen- und Schulgesetzgebung, nach dem so überaus großen Zugriff des Staates auf die römische Kirche der Agitationsstoff, der sonst diesen Versammlungen in reichem Maße zuzufloß, verfliegt schien.

Aber man hatte die Ansprüche und die Missionstheorie der „Streitenden Kirche“, man hatte namentlich die Kampfkraft des alten Windthorst unterschätzt. Der Katholikentag fand statt. Der Schwerpunkt wurde diesmal auf katholischen Gründen nach der babilonischen Stadt Freiburg verlegt, um statt des erfolglosen preussischen Kampfes den noch ein wenig fortzuhaltenden babilonischen Kirchenstreit heranzuziehen, um zugleich durch Zuzug aus der Schweiz und anderen Grenzgebieten der Versammlung ein neues Relief und eine gewisse äußere Hülle geben zu können. Den Mangel an großen inneren Fragen aber ersetzte man, indem man härter als je die römische Frage aufstellte und mit einem großen Aufgebote förmlicher Entrüstung in Reden und Beschlüssen für die Anknüpfung des Papstes auf Rom in die Tournanten trat. Man behnte die Einmischung in die inneren Angelegenheiten Italiens auf und auf das dortige neue Strafgesetzbuch und dessen, dem Sterns ungewohnte Bestimmungen aus und folgte auch hierin ganz dem Beispiel der fudäer Bischofskonferenz, die in der Adresse an den Papst denselben besondern Weg beschritten hatte.

Solche Kundgebungen, die ihre Spitze gegen eine mit Deutschland befreundete und eng verbundene Macht sehen, müssen doppelt ersichtlich erscheinen in einem Augenblicke, da die Romreise unseres Kaisers, sein Besuch nicht nur im Quirinal, sondern auch im Vatikan als sicher bevorstehend angekündigt wird. Glaubt man durch derartige Proteste die katholische Romreise noch durchzuführen, glaubt man diesen dem Zweck unerschwinglichen zu können, daß sie eine Lösung der römischen Frage im ultramontanen Sinne andeuten soll? Wenn Andauern würden gleich tödlich und einträglich sein.

Das Beispiel des verstorbenen Kaisers Friedrich, der als Kronprinz nicht nur Gast des Königs von Italien war, sondern zugleich auch dem Papst seine Aufmerksamkeit machte, hat zur Genüge gezeigt, daß es sehr wohl möglich ist, das Eine zu thun, ohne das Andere zu lassen. Sollten in dieser Beziehung wirklich Vororgane im Vatikan gehetzt worden sein, so sind sie inzwischen längst zer-

stört. Durch die Verhandlungen, die von päpstlicher Seite durch den Nuntius Galimberti, von unserer Seite durch den Generalvikar v. Schölerer geführt worden, sind alle Zweifelsfragen, die etwa die Giltigkeit hätte aufwerfen können, geschlichtet, alle Formalitäten vereinbart. Im Vatikan weiß man, daß Kaiser Wilhelm II. nach Rom kommt als Fremder Italiens, der aber dadurch nicht gefährdet ist, dem Papste einen Beweis seiner Höflichkeit, seiner Verehrung zu geben. Wozu also der Lärm in Fulda wie in Freiburg?

Einige Wochen früher hätte man sich im kirchlichen Lager vielleicht noch der Mission hingeben können, als ob die im Vatikan bereits beschlossene Reise noch zu verhindern wäre. Jetzt aber machen diese verpöbelten Proteste nur den Eindruck, als ob man einen früher ausgegebenen, inzwischen aber gegenstandslos gewordenen Lohn aus Verlegenheit fehlte, als ob man nach bereits entchiedener Schlichtung noch einige Schiffe abseits, die aber keinerlei Wirkung mehr hervorbringen können.

Auf dem Katholikentage wußten die Herren zwar gute Mienen zum Spiel zu machen, und Windthorst schwang sein Schwert aufstrebend so freudig und zielbewußt, als ob er nicht gegen Windthorst zu kämpfen, sondern einen sehr ernstlichen Kampf zu kämpfen hätte. Um die Schwierigkeiten der römischen Frage wußte er leichtes Herzens und nicht ohne eine Anwendung schallhaften Humors herumzutrommeln. Ein mahnendes Wort des Fürsten Bismarck und des Grafen Katoth, meinte er, würde vielleicht genügen, Italien in der römischen Frage zum Nachgeben zu bewegen. O, der kleine Schächer! Als ob er nicht sehr wohl wüßte, daß man in so harmlos gemüthlicher Weise so schwere Nachfragen nicht läßt! Als ob er nicht wüßte, daß unser Bündnis mit Italien nur unter der Voraussetzung der Garantie, mindestens aber der Hebung der habsburgischen Verhältnisse einen Sinn und Zweck haben kann! Als ob er nicht wüßte, daß Deutschland nie und nimmer zu einer Veränderung Italiens aus Rom die Hand bieten und daß Italien nie und nimmer freiwillig auf diesen Mittel- und Kernpunkt seiner nationalstaatlichen Existenz verzichten wird!

Schon im Beginn des deutsch-französischen Krieges hat das Centrum sich Verdingung des deutsch-französischen Krieges gesammelt, wurde von seiner Seite vorgeschlagen, man wolle Deutschland durchsicht nicht in eine bedenkliche Intervention hineinbringen, erwarte vielmehr, daß sein bloßes Wort die Frage zu allgemeiner Verwirrung lösen würde. Jetzt, da der Kulturkampf großentheils seines Inhalts entleert und zu seinem Ausgangspunkte, der römischen Frage, zurückgeführt ist, hören wir dieselben Redner, die aber seitdem an Kraft und

Wirksamkeit nicht gewonnen haben. Hat doch vielmehr gerade der Verlauf des Kirchenstreites in Deutschland die völlige Unabhängigkeit der Kurie, ihre ungebrochene, ja verstärkte Widerstandskraft und Thatskraft — auch ohne den Beifall Roms — nur zu deutlich dargestellt! Hat doch die Regierung des großen deutschen Reiches die Macht dieses angeblich in Gefangenschaft schmachtenden Reiches nicht nur auf kirchenpolitischen Gebiete anerkannt, hat sie diese Macht doch sogar auch in einer auswärtigen Entscheidung (der bei Karolinenthron) und in einer durchaus inneren Angelegenheit, der Septemviersfrage, in Anspruch genommen!

Nein, die Legende von der Nothlage des Papstthums (das übrigens auch in früheren Jahrhunderten schon ohne einen kirchlichen Staat behauptet und geführt hat) mag unter den kirchlichen Heilsprophezen Anhänger, vielleicht sogar Gläubige finden; außerhalb dieses Kreises sieht man ihr fast bis aus Herz hinein gegenüber, und die Weherufe aus Fulda und Freiburg werden — darüber täuschen die Herren sich wohl selbst nicht — ohne jede praktische Wirkung bleiben. Sie beweisen nur, daß unsere Ultramontanen, um packende und zündende Stoffe auf heimischen Gebiete zu verlegen, jetzt ihr Augenmerk auf weiter abliegende Fragen richten. Wer den kirchlichen Feinden um jeden Preis wünscht, kann darin ein gutes Zeichen erblicken.

Aber es bleibt ein gefährliches Spiel, in so demonstrativer Weise, wie es von den Bischöfen und dem Centrum geschieht, gegen einen Verbündeten unserer Staatspolitik Front zu machen und so gewissermaßen dem Friedensstreben des Reichsstaates, das wir Alle theilen, in den Rücken zu fallen. Wüßte man nicht in Italien, daß die Deklamationen der Centrumspatrioten in diesem Punkte machtlos sind, wir könnten dort einen merkwürdigen Rückschlag der Kunde für Deutschland gewonnenen öffentlichen Meinung erleben, und Frankreich, dessen Sympathien so sichtlich jenseits der Alpen abgenommen haben, würde dieselben in unverwundeter Weise wieder sich zuzulegen sehen. Deshalb ist es ein Glück, daß unsere Politik sich um die Rathschläge der fudäer Briefsteller und Freiburg-Redner nicht zu kümmern braucht, und daß man in Italien davon Kenntniß besitzt.

Verdächtigung. In unserer Aufsatz „Brüder Junst — jetzt Waise“ (siehe Abendblatt vom 5. September) haben sich behauerliche-weise zwei Druckfehler eingeschlichen. Dort muß es nach dem Manuscript heißen statt „zum ersten April 1889“ u. s. w.: zum ersten Januar 1889, und statt „Kriegs-Kommandeur“: Corps-Kommandeur. Auf Wunsch des Verfassers gehen wir dieser Mängelstellung gern Raum.

Frau Regine.

Roman

von Emil Deschauer.

Unsere Augen begegneten sich, und sie erstarrte. Sie war doch schöner, als sie mir nennlich erschienen war. Sie hatte wenig Haare, nichts Auffallendes, oder ich hatte ihr doch unrecht gethan. Spielbühnig war nichts an ihr.

„Werkst Du mit Mir?“ fragte sie, während sie sich die Augen mit ihrem Taschentuche trocknete.

„Sehr wenig — oder eigentlich gar nicht. Er ist ein ganz anderer Mensch als ich.“

„Ja, Ihr paßt nicht zusammen. Er ist auch sehr hochmüthig geworden und denkt an nichts Anderes, als an die Rolle, die er noch einmal spielen wird. Ich beweise ihm nicht. Ich kann mit denken, daß ein armer Mensch danach strebt, reich zu werden oder eine Stellung zu erlangen, oder ein junger Mann, der das bester wie er.“

„Heututage giebt es wenig Menschen, für die das Streben nach idealen Gütern Reiz besitzt. Und von diesen wenigen ist gerade unter den Meichen der kleinste Theil zu finden. Deshalb sind diese auch selten wirklich reich, sie haben nicht das Talent, ihren Reichthum zu genießen.“

„Es ist merkwürdig, Bruno, — wir haben uns so lange nicht gesehen, wir sind uns eigentlich fremd geworden — und doch verstehen wir uns gleich. Aber sage mir doch auch, wie es Dir geht! Hüthst Du Dich glücklich in Deinem Beruf? — Ich denke, daß es ein wunderbares Gefühl sein muß, Schmerzen heilen zu können.“

„Wir Männer empfinden dieses Gefühl nicht so lebhaft, wie

Frauen. Aber Du hast doch auf den Punkt gebettet, der mich mit meinem Beruf vermischt. Die Freude, einen Menschen gerettet zu haben, wirkt lange, lange nach und fährt über alle Kränkungen hinweg.“

„Man kränkt Dich also?“

„Der wird nicht gekränkt, der in der Welt verkehren muß! Vorwiegend, daß er nicht kumpf ist und alle Pfeile an ihm abprallen. Sonst aber hatten früher an allen Ecken und Enden die Wundheiler, und sie besaßen, das ist hundertmal, neun tausendmal schwieriger, als etwas Nützliches leisten. Geist und Herz, Kenntnisse und Tugenden, sie sind nichts, wenn man nicht das Gefühl besitzt, sich in Erene zu setzen. Diese Kunst steht über allen anderen Künsten, und wie die Welt auch über die Betrüger klagt, sie läßt sich doch immer aufs Neue betragen und mißtraut dafür den ehrlichen Leuten.“

Martha seufzte.

„Du müßt die gelitten haben, Bruno,“ sagte sie.

„Wieviegt liegt ein großer Theil der Schuld an mir,“ erwiderte ich. „In das Unabänderliche muß man sich fügen. Das ist triviale oder wahr. Man kann die Welt nicht ändern und muß sich ihr, deshalb annehmen oder mit stiller Bärheit seine Wege gehen, wenn man es nicht vorzieht, sie zu verlassen. Wohl Dem, der wenigstens Genossen besitzt, einen kleinen Kreis, der herzlich zusammenfällt und nur durch Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit Bestand hat. Es war der größte Schmerz meines Lebens, daß ich die Familie habe verlassen müssen, und mich den Augen der Welt stellen, in dem meine Mutter genosst haben soll.“

„Ich würde nicht lächeln, ich würde vielmals mit Dir weinen.“

„Hast Du keinen Freund, Bruno?“

„Nein.“

„Auch ich habe keine Freundin. Das einzige Mädchen, das ich herzlich lieb gewonnen hatte, ist gestorben. Sie hieß Regine Niemar und war das Liebste, reizendste Geschöpf der Welt. Als wir uns kennen lernten, war sie dreizehn Jahre alt, mit fünfzehn Jahren starb sie. Es war sehr traurig.“

„Ich kann mir vorstellen, wie tief das auf Dich gewirkt hat.“

„Es hat mich mit einem Mal verblüdet, ich möchte sagen lebend gemacht. An diesem Tage war ich um ein paar Jahre älter geworden, ich sah Alles mit anderen Augen an und hatte andere Interessen. Ich war kein Kind mehr und fühlte plötzlich die Schatten in unserem Hause, ohne sie zu sehen oder etwas von ihnen zu hören. Ich bin ernst geworden Bruno, merkwürdig ernst, obgleich es mir scheint, als hätte mich die Natur zur Heiterkeit angelegt. Oder täusche ich mich? Siehst Du, ich möchte gern fröhlich sein, mit den Anderen lachen, und es freut mich, wenn ich sie lustig sehe. Aber ich kann das kleine Mädchen nicht vergessen, wie sie so dalag in dem weißen büßigen Kleidchen, mit dem starren Gesicht, die Hände über die Brust gefaltet, um Arme und Hosen neben ihr. Wir haben uns so lieb gehabt, so innig lieb! Und sie war so schön, so geschmeidig, so gut! Werdest Du mich, Bruno?“

„Ich hatte ihre Hand gefaßt und drückte sie herzlich.“

„Du gehörst zu denen, die empfinden können, Martha, und das Schicksal hat Dir diese Fähigkeit früh erschlossen. Was Dich erntet, stimmt, ist die Erkenntniß des Lebensrathfels. Raum geboren, sterben wir wieder, wir haben nicht einmal so viel Zeit, uns verstehen zu lernen und darüber zu lachen — daß wir so viele Tragödien aufführen! Alles ist Krieg, Jank und Haber, Krieg im Großen und Krieg im Kleinen, Reich, Soldat und Mißthäter. Aber schließlich ist das Alles nicht so unheimlich, als es scheint, überall lächelt uns ja die Vergebung entgegen, und ohne jenes künftige Räthsel gäbe es nicht das goldene der Liebe.“

Hierzu für die auswärtigen Abonnenten „Deutsche Post“ Nr. 37.